Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 17 (1975)

Artikel: In Dufours Diensten im Oberengadin

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550316

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In Dufours Diensten im Oberengadin

von Hilde Ribi

I.

Aus Genf wurde im Sommer 1846 ein junger Topograph mit Namen Rey ins Oberengadin entsandt, um dort die Höhe einiger gar nicht leicht zu erklimmender und zum Teil überhaupt noch nie bezwungener Berggipfel zu ermitteln. Es wollte uns nicht gelingen, auch nur den Vornamen dieses aufgeweckten Welschen, der offensichtlich auch mit Lust die Feder führte, herauszufinden, geschweige denn seine Lebensdaten. Wir entnehmen die nachfolgenden Schilderungen einer zerfledderten Broschur mit dem Titel «LES GRISONS ET LA HAUTE ENGADINE, par W. Rey», erschienen 1850 in der Druckerei Ch. Gruaz in Genf, eine Antiquität, welche uns von ungefähr in die Hände fiel und uns mit ihrem anschaulichen Inhalt alsogleich nicht wenig zu fesseln vermochte. Wir legen ihren Text hier, nach bestem Wissen und Gewissen verdeutscht, vor, erheblich gekürzt freilich und frank unter Weglassung der bei solchem Vorgehen üblichen Auslassungspunkte, um den Ablauf der Erzählung möglichst wenig zu beeinträchtigen. Rey hat seine Schilderungen ohnehin mit einer Menge weltanschaulicher Betrachtungen abgeschmeckt; uns jedoch geht es um die Fakten.

Der Mann reiste mutterseelenallein, und zwar zu Fuß. Er verließ Genf an einem der letzten Augusttage genannten Jahres in Richtung Ost, machte sich auf den Weg im Auftrag der Bundes-Kommission zur Erstellung einer topographischen Karte der Schweiz, um im bündnerischen Hochalpenraum ein paar genau umschriebene Aufgaben zu lösen. Viereinhalb Tage benötigte er für die Wegstrecke von Brig bis Chur; er verfehlte nicht, auf seiner Paßwanderung damals auch den auf 2444 m über Meer am Fuße des Badus in seiner Schuttmulde ruhenden Tomasee in Augenschein zu nehmen, von dem als höchst unscheinbares Rinnsal der Vorderrhein entspringt. Die Wirtsleute zu Disentis, bei denen er im Laufe des Nachmittags zu einer späten Mahlzeit einkehrte, gerieten während seiner Anwesenheit in helle Aufregung, da soeben einer ihrer Berufskollegen, ein Wirt von Truns, zu Pferd herangesprengt kam, ihnen anzukündigen, Engländer beabsichtigten noch diesen Abend in ihrer Herberge zu speisen und zu nächtigen, weitgereiste Leute aus Indien, welche über Ägypten von Chur her auf der Heimreise nach London begriffen seien. Rey machte sich dann, nachdem er als Gast recht offensichtlich unversehens unwert geworden war, früher als beabsichtigt neuerdings auf den Weg und begegnete denn auch in der Tat den avisierten Briten, welche auf zwei mißlichen, mit Stroh ausgelegten Char-à-bancs gar erbarmenswert dahergerüttelt kamen. Spät am Abend gelangte er völlig ermattet nach Truns, wanderte andern Tags wohlgemut auf La Niccas neuerbauter Straße dahin, nächtigte in Reichenau und gelangte endlich in das unseren Genfer völlig mittelalterlich anmutende Kleinstädtchen Chur. Leider nennt er nicht den Gasthof, in welchem er dort zweimal genächtigt hat, schweigt sich auch sonst aus, erwähnt lediglich, daß er nirgendwo in den Alpen je so kapriziös und unaufhörlich dahinrollende Donnerschläge vernommen habe wie just in Chur.

Nach 36 Stunden Aufenthalt bestieg er die Postkutsche und reiste aufgeräumt — wiederum auf La Niccas vortrefflichen Straßen — über den Julier ins Engadin. In Silvaplana hat

sich Rey für die Weiterfahrt nach Samaden einen Privatwagen gemietet. Zu St. Moritz mit seinen heilenden Wassern, ließ er sich sagen, hätten den Sommer über ungefähr 150 Gäste geweilt; es brauche übrigens namhafte Empfehlungen hochgestellter Persönlichkeiten, um solchen Aufenthaltes teilhaftig zu werden. Was ihn jedoch vorerst mehr als alles andere beeindruckte, war die Kahlheit, die Abwesenheit von Bäumen und Vögeln, die ganz außerordentliche Lautlosigkeit, welche in diesem Hochtal herrschte. Immer wieder kommt er auf diese unerhörte, diese wahrhaft überwältigende Stille zu sprechen.

«Kein Vogelruf, kein Blätterrauschen in diesem langen schmalen Wiesengrund, kein Wäldchen, kaum einiges Buschwerk, kein Laut von werkelnden Bauern. Von weit her das Murmeln eines Wasserfalls, eines Baches, das unauffällige Geräusch des über Kiesel dahinflutenden Inns.» Im übrigen beeindruckt ihn sehr das fremdartig vornehme Aussehen der Einwohner; auch erwähnt er, er habe niemals eine melodiösere Sprache vernommen als die ihre, und läßt sich dann unversehens ein in einen höchst launigen und ausgiebigen Exkurs über die Engadiner Zuckerbäcker. Unabsehliche und stets sich erneuernde Scharen von Patissiers, Confiseurs, Limonadiers und Liquoristen bringe diese Talschaft hervor. «Ihre schönen Jahre bringen sie damit zu, Zucker zu schmelzen und Geld zu raffen, und naht dann die Reife und der Winter ihres Lebens, räumen sie ihre Schürze und die weiße Mütze unauffällig beiseite, kaum beachtet von ihrer pervers verschleckten Umwelt, und nehmen ihren Platz ein in der Aristokratie von Silvaplana, St. Moritz, Celerina, Sils, Surley, Pontresina, Samaden, Zuoz, S-chanf, Schuls usw., bauen sich Häuser und zieren sie aus- und inwendig mit einem der Gegend gemäßen Luxus: reichlich vergoldeten Gittern vor den Fenstern und mächtigen Messingknäufen an den Türen. Keine Gärten, keine Schatten kränzen deren Umgebung; nur das Gras erstreckt seinen spärlichen Teppich bis an den Fuß ihrer weißen oder rosagetönten Mauern.

Solcherart ruht die höhere Gesellschaftsschicht dieser Dörfer sich von ihren zahllosen Mühen als Zuckerbäcker und Confiseurs aus und genießt ein beneidenswertes Rentnerdasein dank jener winzigen Gewinne, welche ihr die Myriaden vordem in fremden Landen gebakkener kleiner Kuchen und Meringues eingetragen haben. — So wäre denn», fährt Rey fort, «die Beschäftigung der Engadiner genügend erläutert. Sollte indessen ein Reisender nunmehr des Glaubens sein, es sei das Tal dieser Leute, ihrer Berufung gemäß, sozusagen gepflastert mit Patisserie, so obliegt mir nun freilich die undankbare Aufgabe, ihn nicht wenig zu enttäuschen. Zwar schlägt der Engadiner den Rahm und kreiert leckeres Naschwerk geschickter als irgend ein Sterblicher; sich selber gegenüber jedoch ist er sonderbar zurückhaltend, und dies bis zu einem Punkt, daß in der Tat Patisserie und Confiserie niemals in dieses Tal vorgedrungen zu sein scheinen; selbst frisches Brot aufzutreiben erweist sich für den Reisenden als ein Ding der Unmöglichkeit. In jenem Dorf, in welchem ich mich am längsten aufhielt, buken die Reichen acht Mal, die Armen bloße drei Mal im Jahr. Gegen Ende der Backperiode pflegten sie gleich Holzern mit der Axt auf die harten Brotlaibe einzuschlagen. Selbst das Wort Patissier auch nur auszusprechen war streng verpönt; eine Menge Leute berichten zwar freimütig von ihren Geschäften, ihren Niederlassungen in dieser und jener Stadt, und das bis nach Brasilien und Indien, jedoch niemals je hätte einer sich dazu herbeigelassen, die Art jener Geschäfte — deren Blätterteigprodukte der Leser kennt und schätzt — mit Namen zu nennen. Ich gab mir jede erdenkliche Mühe, bei den Einwohnern etwelche Anlage zum Zuckerbäckergewerbe zu entdecken; an wen immer ich mich wandte, ich wurde ohne Ausnahme dahin beschieden, besagte Kunst erlerne man in den einschlägigen Betrieben der großen Städte im Ausland, und die 14- oder 15jährigen, auf Karriere erpichten Burschen reisten dorthin ohne die mindesten Vorkenntnisse.

Das Kapitel der alpinen Eßkultur weist indessen noch andere Seltsamkeiten auf; zumal

die Braten des Tales verdienen besondere Erwähnung.»

Rey läßt sich alsdann wortreich aus über die reine Luft, welche das Trocknen des Fleisches ermögliche — kurzum, er spricht vom Bindenfleisch, von dessen Existenz er offensichtlich bis anhin nicht die leiseste Ahnung hatte, sieht mit barer Verwunderung allüberall von den luftigen Vorratskammern die rohen Fleischstücke von der Decke hangen. «Jede Familie pflegt einen oder zwei Ochsen zu töten, um das ganze Jahr hindurch seinen Braten verfügbar zu haben; dieses leicht gesalzene, an Schnüren aufgehängte Fleisch bliebe nötigenfalls hundert Jahre lang genießbar», denn da seien weder Fliegen noch irgend andere Insekten, es zu schädigen.

«Was schwieriger zu begreifen und dennoch unter Engadiner Feinschmeckern ein völlig landläufiger Tatbestand ist: ihnen gilt das Fleisch umso kostbarer, je älter es ist. An Hochzeiten und Taufen trägt man als Prunkplatte möglichst altes Ochsenfleisch auf, Fleisch eines Tieres, welches vor zwölf oder fünfzehn Jahren seinen letzten Seufzer tat. Als ich einmal Gelegenheit hatte, eine solche Rarität unter die Zähne zu bekommen, wurde mir so speiübel, daß ich mich genötigt sah, den ersten Mundvoll solch antiquarischer Speise allerschleunigst hinunterzuschlingen. Das Engadin scheint mir jedenfalls weniger dazu eingerichtet zu sein, den in solch kräftiger Alpenluft reißenden Appetit eines Wanderers gebührend zu stillen als manch anderes abgelegenes Hochtal der Schweiz.

Kluge Reisende, seht Euch vor! — buckelt auf Eurem Rücken, außer dem Pickel, Proviant für zwölf Tage in diese Gegenden, falls dieser Buckel so breit sein sollte wie der eines römischen Legionärs; oder aber schnallt Euren Gürtel enger! Bedenkt, die Bratenstücke stammen vom vorigen Jahr, das Gemüse und die Früchte kommen aus dem Tirol, so sie überhaupt kommen, das Geflügel kann allenfalls vom Boten aus Chiavenna von Italien her beschafft werden; wünscht Ihr welches, rechnet mit fünf Tagen, bis es auf Euren Tisch kommt! Hier kräht kein Hahn; im ganzen Ober-Engadin wird kein einziges Ei gelegt; Roggen und Gerste gedeihen zwar da und dort an bevorzugter Lage, jedoch keine Hühner erquicken sich daran. Einzig Veltliner-Wein ist jederzeit und überall zu haben; über sämtliche Alpenpässe bringen lange Lastenzüge ihn wintersüber von Süden her ins Land, und allüberall in den Städten und Dörfern Graubündens füllen sich dann damit die Keller; ein Segen fürwahr ist dieser Wein, ein wohltuendes Labsal für dieses arme Land; im Ernst, man kann sich fragen, ob es sich überhaupt lohnen würde, es zu bewohnen ohne diesen von jedermann hochgeschätzten Trost, der einen abgematteten Wanderer in Minutenschnelle zu einem olympischen Gott wandelt. Besonders der alte Veltliner ist für all jene, welche ihn einmal gekostet haben, ein unerhörter Nektar, den keiner mehr vergißt; er ist in der Tat mit seinem Aroma, seiner Blume, dieser Farbe eines reinen Rubins dem besten Bordeaux weit überlegen. Und, als ob solche Schadloshaltung von einer gerechten Vorsehung ganz allein nur dem Lande Rätien vorbehalten sei: es sind sämtliche Bemühungen, den Veltliner heil aus den Alpen hinweg ins Unterland zu transportieren, fehlgeschlagen bis auf den heutigen Tag. Er hält sich unbegrenzt lange, wird hundertjährig im Bündnerland; jedoch vor Zürichs Toren stirbt er dahin.

Auch die Unterkunft ist für den Reisenden eine in ihrer Wichtigkeit gar nicht zu unterschätzende Angelegenheit, inmitten dieser Gletscher und Felsen der Hochalpen. Lange ehe der Wanderer auf bündnerischem Gelände an seinem Übernachtungsort eintrifft, kann er mit einiger Gewißheit damit rechnen, daß er in einem ‚Weißen Kreuz' logieren werde. Weshalb all diese ‚Weißen Kreuze' und verhältnismäßig nur so wenige ‚Schwarze Adler'? Vorerst einmal ist es die Wiedergabe des Landeswappens, und darüber hinaus offenbar eine ganz ausgeprägte Vorliebe, welcher allerorten willig stattgegeben wird. Der Reisende nähert sich denn also endlich seinem ‚Weißen Kreuz' und erkennt schon von weitem, daß es weder das modernste noch das einladendste Haus des Dorfes ist. Kleine Fen-

sterchen, durch welche mit Not das Köpfchen einer spanischen Schönen herauszugucken vermöchte, niedrige Türe, unter welcher sich's beim Eintritt zu bücken gilt, unter einem Joch von dezidiertem Hochmut gleichsam, wie man gleich sehen wird. Der Reisende tritt ein und findet sich alsbald dem Antlitz des massig ansehnlichen Besitzers gegenüber, der ihn prüfend mustert, worauf sich der gemessene Austausch ungefähr folgender Sätze entspinnt:

‚Sie sind hier der Wirt, nicht wahr?'

‚Jawohl! — Sie wünschen?'

‚Unterkunft, Abendessen, Nachtlager —.'

‚Ta, ta, ta! bloß nicht so voreilig! Hier im Tal besorgen die Leute nur *eine* Sache aufs Mal, Herr Fremder, aber diese *eine* machen sie gut, das lassen Sie sich gesagt sein!'

‚Wohlan, lassen wir's auf die Probe ankommen! Zeigen Sie mir Ihre Kammern!'

‚Sie meinen: das Zimmer?'

‚Haben Sie denn bloß eines?'

‚Freilich! — was haben Sie sich denn gedacht?'

‚Da können Sie nicht eben viele Gäste logieren.'

‚Oh, pardon, doch, freilich; in Wirklichkeit haben wir zwei Fremdenzimmer, jedoch im einen hat meine Frau soeben ihre Kartoffelvorräte eingelagert.'

Das sagt er hochbedeutsamen Tones, damit man die Wichtigkeit solchen Importgutes auch ja gebührend ermesse. Mit *einem* Wort: der Reisende gebe sich keiner Täuschung hin hinsichtlich seiner Lage in diesen primitiven Tälern; er ist geduldet, und damit basta. Der Hausherr hat seiner Meinung nach das Seine mehr als geleistet, wenn er den Passanten zwei Kammern mit je zwei bis drei Betten zur Verfügung hält; er empfindet es als unerhörte Zumutung und läßt sich dementsprechend dafür bezahlen, wenn einer ein Zimmer ganz für sich allein haben will. Es wäre demnach bare Vermessenheit, solchermaßen auf ihre Unabhängigkeit erpichte Hausbesitzer Gastwirte zu heißen. Zuweilen, nach der Suppe, heischt einer vielleicht sein bestelltes Rindfleisch, jedoch durchaus vergeblich; man geruht einfach nicht hinzuhören, jetzt nicht und später nicht, eine gute halbe Stunde lang nicht; und machen Sie sich ein bißchen lauter bemerkbar, wird man kommen und Ihnen stante pede höchst ungeniert eine gehörige Moralpauke halten. Gedulden Sie sich also in Ihrem eigenen Interesse, auch wenn Sie noch so ausgehungert sind; der Wirt persönlich wird Ihnen zu seiner Zeit Ihre Mahlzeit auftragen und wird dann, so er es für geboten erachtet, auf all Ihre Fragen sehr liebenswürdig und zuvorkommend eingehen. Erweisen Sie ihm Ehre, damit er Ihnen morgen einen rauhen Mantel leihe, mit dem sich oben auf dem Berg allenfalls eine Nacht im Freien überstehen ließe; denn nicht jeder Tourist kann auf seiner weiten Reise einen solchen mitschleppen, und die Nächte sind bitterkalt. 1845 verging kein einziger Monat, in dem es nicht irgendwann einmal geschneit hätte. Es vergeht auch kein einziger Monat im Jahr, in welchem nicht auf irgendwelchem Alpenübergang hinab nach Italien, oder sonstwo im Kanton, Menschenleben zu beklagen wären. So kamen eines Tages drei Frauen, welche nach Einsiedeln wallfahrten, in einem Schneesturm um, und dies im August. Lange Erfahrung hat die Einheimischen gelehrt, daß Schwitzen im Freien für sie in jeder Jahreszeit verhängnisvoll sein kann. Höchstens im allerärgsten Wetter bequemen sie sich deshalb dazu, einen Mantel anzuziehen. Selbst in schlimmer Kälte, bei minus 20 Grad, gehn die Männer zur Arbeit, angetan lediglich mit einem Kittel aus grobem Wollstoff. Dabei ist ihre körperliche Kraft ganz außerordentlich. Auch die Jäger schreiten sehr gemessen ihrer Wege, mindestens solange keine Beute in Sicht ist, um ja nicht ins Schwitzen zu geraten.

Ohne gehörige Heizung könnten menschliche Wesen in diesen Bergen gar nicht existieren. Sie haben denn auch mächtige Öfen. Jedoch kein Privatmann ist Waldbesitzer. Alle Wälder, und es gibt ihrer sehr schöne, gehören den Gemeinden, welche den Holzertrag zu gleichen Teilen an alle Häuser abgeben. Holz kann man nirgendwo kaufen. Es gibt kein einziges Haus, welches mit drei Öfen versehen wäre; selbst solche mit zweien

sind äußerst selten. So wohlhabend einer auch immer sei, so vornehm sein Haus geziert mit Malereien, Gitterwerk vor den Fenstern, so viele Dienstboten er habe, so alt sein Wein und sein mumifiziertes Ochsenfleisch auch immer seien, er hat seinen einzigen Ofen in einem Gemeinschaftsraum. Ein oder zwei oberhalb in den Boden eingelassene Falltüren lassen die gewärmte Luft nach oben in die Schlafkammern emporsteigen. Im übrigen schläft man in kalten Räumen; nur die Kranken und die Zimperlichen nächtigen auf dem Ofen, und zwar hinter zwei kleinen Vorhängen, welche einen übrigens wahrhaft läppisch anmutenden Alkoven bilden.

II.

Am 6. September bin ich in Begleitung zweier Personen, eines Kollegen, Ingenieurs gleich mir, und dem Führer Cadetsch, einem hiesigen Gemsjäger, von Zuoz aufgebrochen. Es galt, den dräuenden Piz Dezen (den Gipfel der Esel) zu bezwingen, der diesen Teil des Engadins wesentlich beherrscht und charakterisiert. Nachdem wir in ein Seitental vorgedrungen waren, dann die Region der Kiefern und Lärchen und endlich die oberhalb gelegenen Hochweiden hinter uns gebracht hatten, befanden wir uns in den Schutthalden und Schneerinnen, welche sich von dem rötlichen Gipfel herabsenken, ohne daß wir uns bislang schlüssig geworden wären, wie wir dessen oberste schroffe Felsnadel in Angriff nehmen wollten.

Die Luft war rein, der Horizont überwältigend. Die Stille dieser Einöde, welche wir durchmaßen, wurde durchbrochen einzig von den Pfiffen der unschuldsvollen Murmeltiere; ihre silbern melancholisch widerhallenden Schreie bewiesen uns, daß sie uns beobachteten.

Wir hatten mit der Wendigkeit von Akrobaten verschneite, rechts und links steil abfallende Felsrippen zu überklettern. Dann erspähte der Führer Spuren und war alsogleich der Auffassung, nun sei alles in Ordnung, denn wo Gemsen durchkämen, da komme auch der Mensch durch, so habe hierzulande schon immer die Devise gelautet. Mir war die Sache nicht geheuer. Die Spuren der Grattiere verloren sich; wir befanden uns an einer fürchterlich steilen Flanke des Gipfels, mitten in fauligem Gestein, einer Art in abhaldigen Schichten gelagerten, bröckelnden Schiefers, der unter unseren Füßen unablässig hinwegglitt. Jeder unserer Schritte löste kleine Lawinen wölkenden Schutts aus, deren dumpfes Gepolter unsere Stimmen übertönte. Wir mußten uns mit Zeichen verständigen und hüpfend und hakenschlagend ausbiegen, um von all dem rutschenden Material nicht mit zur Tiefe gerissen zu werden. Der Hang war so entsetzlich abschüssig, daß kein Schnee sich daran hatte festsetzen, daß selbst ein Vogel nur mit knapper Not darauf hätte Fuß fassen können. Diese Turnerei dreier armseliger Kreaturen, welche ihr Leben riskierten, hinweg über dieses gähe, unablässig wegrutschende Terrain, dauerte volle zwei Stunden. Wir müssen in dieser Zeitspanne eine ganz ansehnliche Menge Schutt und Geröll hinabentsandt haben ins einige tausend Fuß unter uns gelegene Val Müntsch, denn ein einziger unserer Schritte verursachte zuweilen eine Lawine, welche, rasch anwachsend, unaufhaltsam große und immer größere Felsbrocken mit sich riß. Bestürzt nahmen wir all den Tumult, die mächtigen Sätze und das Gedonner all der abstürzenden Gesteinsmassen wahr.

Nachdem wir zu einem kleinen Felsvorsprung, nicht größer als eines Maultiers Rükken, jedoch ersichtlich von soliderer Beschaffenheit als all das fatale Rutschgebiet ringsher, gelangt waren, ward Kriegsrat abgehalten und die allenfalls noch verfügbaren Kräfte abgeschätzt. Man gelangte zum Entscheid, daß ich meinerseits auf dem kleinen Fels verharren sollte, sitzend, mit über dem Abgrund baumelnden Beinen, während meine beiden bergerfahrenen Gefährten unter allen Umständen den Gipfel zu erreichen versuchen würden, der zwar nah, jedoch ersichtlich kaum zu bezwingen war. ‚Es ist jetzt zwei Uhr', sagten sie, ‚um vier werden wir zurück sein. Halten Sie sich im Gleichgewicht und lassen Sie sich auf gar keinen Fall vom Schlaf übermannen, denn

dann würden wir Sie sehr wahrscheinlich niemals mehr wiedersehen.'

Derlei Aussichten ließen mich die im Entstehen begriffene Schweizerkarte wahrhaftig sehr hoch werten; die Anfänge eines Vermessungs-Ingenieurs wollten mir jedenfalls gänzlich ohne Glanz erscheinen, so er ruhmlos an der Eselsspitze zugrundegehen sollte. Der Schlaf der Erschöpfung drohte mich zu überwältigen; ich kniff mich in die Schenkel, bis es zu blutunterlaufenen Stellen kam, um ihm zu widerstehen; ein kalter Wind und dünner Graupel setzten ein. Ein paar Raubvögel tauchten plötzlich auf und zogen unter mir ihre Kreise mit Schreien von wahrlich unmißverständlich lüsterner Beharrlichkeit. Die durchdringenden Augen des Geiers und des Adlers, welche ihnen in diesen kahlen Felsen Nahrung verheißen auf stundenweite Distanz, hatten ihnen zweifellos so etwas wie vielleicht einen unerfahrenen Gemsjäger vorgegaukelt, der sich derart hoffnungslos verstiegen hatte, daß er ihnen vermutlich in Bälde als willkommener Abendfraß zur Beute fallen würde. Ich Anfänger war jedenfalls so gut wie überzeugt davon, daß alles, was ich mir je an Gutem und Schönem für mein Leben erträumt hatte, nunmehr dahin und auf immer vertan wäre; jedoch wie ich meine Blicke in dieser Unendlichkeit umherschweifen ließ und die Flüge der Raubvögel aufmerksam verfolgte, überkam mich Kampfeslust. ‚So leicht werden die Adler nicht zu ihrem Abendfraß kommen', sagte ich mir. ‚Es ist immerhin nicht ausgeschlossen, daß ich wunderbarerweise vielleicht noch vor Einbruch der Dämmerung dort unten, bei jenem Wasserfall, eintreffen werde.' Hätte es freilich auszuharren gegolten, die ganze lange kalte Nacht hindurch, unbeweglich in diesen hohen Felsen, dann allerdings — wer möchte es bezweifeln! — wäre ich verloren gewesen.

Endlich kündete einiger Steinschlag ganz in meiner Nähe mir an, daß meine Gefährten ihren schwierigen Abstieg begonnen hatten, und bald darnach schilderten sie mir dann auch alle Einzelheiten des Aufstiegs. Er war hart gewesen; auf dem Gipfel hatten sie ein Zeichen vorgefunden, in einen Stein geritzt von einem angesehenen Jäger, von welchem geheimnisvoll seit langem schon die Rede ging, er sei einmal oben gewesen. Meine Kameraden selbst hatten mittels der Bussole die Position bestimmt und ein Signal errichtet, eine Steinsäule von ansehnlicher Höhe.

Die Freude des Gelingens beschwingte meine beiden robusten Gefährten beim Abstieg, und ihnen verdanke ich es, daß auch ich ihn glücklich überstand. Um nicht von der Dunkelheit überrascht zu werden, blieb uns nichts anderes übrig, als ohne Zögern in jenen Abgrund abzusteigen, über welchem zwei Stunden lange meine Beine gebaumelt und die Adler so verdächtig ihre Runden geflogen hatten. Da war kein Strauch, kein Felsabsatz, nichts als ein brüchiger Steilhang mit da und dort 50 oder 60 Grad Neigung, an dem wir klebten wie Eidechsen, mit allen vier Gliedmaßen und den Spitzen unserer Pickel. In ein rein naturhaftes Geschöpf verwandelt, keinerlei Gedanken mehr verschwendend an Furcht oder Hoffnung, mit Händen und Füßen, welche zu Greifwerkzeugen geworden waren, klammerte ich mich an die winzigsten Felsvorsprünge, an die Strünke und Wurzeln des spärlichen Buschwerks; eine unwahrscheinliche Anspannung sämtlicher Nerven bewahrte mich im Gleichgewicht selbst in durchaus hoffnungslosen Lagen — Situationen, welche mich seither in ungewisser Erinnerung höchstens noch im Traum heimsuchen. Hingegen weiß ich noch immer sehr genau, daß an drei Stellen der fürchterliche Hang derart hoffnungslos einförmig stracks ins Leere mündete, daß meine beiden Gefährten sich aufs Geratewohl mit einem kühnen Schritt darüberhinauswagten und unten, abgestützt auf irgendwelch kleinen Felsvorsprung, bäuchlings verharrten; auf ein Zeichen hin glitt ich sodann meinerseits auf dem Rücken, Beine voraus, abwärts und wurde im entscheidenden Augenblick an den Sohlen von kraftvollen Armen gepackt. In solchen Momenten setzte mindestens einer von uns, setzten wohl auch wir alle drei fraglos unser Leben aufs Spiel.

III.

Dies die Schilderung des ersten Arbeitstages eines Vermessungs-Ingenieurs im Bündnerland; glücklicherweise verlief keiner der noch folgenden auch nur annähernd so fährnisreich. Meine den Piz Dezen betreffenden Schilderungen beende ich an dieser Stelle mit dem Hinweis, daß die Triangulation für diesen Gipfel eine Höhe von 9636 Fuß über Meer ergeben hat. (Bemerken wir hiezu, daß, gemäß dem eidgenössischen Konkordat vom Jahre 1834, ein Fuß dannzumal nach heutigen Begriffen einer Strecke von 30 cm entsprach; das metrische System wurde erst vor nunmehr hundert Jahren, nämlich 1875 eingeführt. H. R.) In den eher gemächlichen Phasen dieser Bergfahrt hatte Cadetsch uns ausführlich über Gemsen unterhalten, gewissermaßen als Entschädigung dafür, daß wir ihrer damals keine einzige zu Gesicht bekamen.

Alle Mühen des Tages waren beim Abendbrot im ‚Weißen Kreuz' zu Zuoz verschmerzt, und froh brachte ich, mich der kurzen, aber heftigen Gemütsbewegung, welche der Leser kennt, erinnernd, ein Prosit auf den glücklichen Ausgang unserers Abenteuers aus. Jedoch lange floh in jener Nacht der Schlaf mich glücklich dem Piz Dezen Entronnenen. Vom Raum unterhalb drangen derweil erstickt und in regelmäßigen Abständen Laute wie von einem eingesperrten Hund in meine Kammer empor. Endlich warf ich mir im Dunkeln aufs Geratewohl irgendwelch leichtes Gewand über, die Herkunft der sonderbaren Geräusche zu erkunden, und geriet wahrhaftig unversehens mitten in einen Raum voller Leute. Rasch brachte ich hinter dem Ofen meine Kleidung in Ordnung und mischte mich unter sie. Der Tumult rührte von etlichen Bauern her, welche guten alten Veltlinerwein tranken und nebenher mit Hingabe ihre Finger vor der Nase ihres Nachbarn schnippen ließen; sie vergnügten sich mit dem italienischen Mora-Spiel und stießen dabei heftig delirierende Schreie aus. In vollkommenem Gegensatz zu diesen Rasenden zelebrierten vier ansehnliche, schwarzbefrackte Herren an einem grünen Tisch in einer Ecke der Gaststube ihre Partie Whist; der Vorsitzende dieses quasi Staatsrates war ein Oberst Planta, Freund und geschätzter Gast des Königs Louis-Philippe. — Da an viel Schlaf nicht mehr zu denken war, entschloß ich mich, noch eine gute Weile diesen feurigen Mora-Spielern zuzusehen, eine Art der Unterhaltung, die mir gänzlich neu war.»

Tags darauf hatten die beiden Vermessungs-Ingenieure verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Es war der 7. September. Ein Carabinieri-Offizier anerbot sich, Rey durch das Cassana-Tal auf den Piz da Chiaschanella zu begleiten. Sie setzten oben ein Signal und unterhielten sich dann angeregt über den Herzog von Rohan, da sie von ihrem Hochsitz aus zur Linken hinunterblicken konnten auf jenen Paß, über welchen der allseits beliebte Heerführer mit seinen Leuten seinerzeit gezogen war, «um im Livinental die Österreicher zu schlagen». Der edle Mann, dünkte die beiden, habe seinen Geschichtsschreiber leider noch immer nicht gefunden. —

Am 8. und 9. des Monats fand sich niemand, der unserem Genfer Führerdienst geleistet hätte. Es waren verlorene Tage. Rey ließ sich's immerhin angelegen sein, allerlei für ihn nützliche Auskünfte zu erlangen. «Zuoz hat 400 Einwohner, aber bloße zwei Gemsjäger, welche die Berge wirklich kennen, und ausgerechnet beide sind derzeit abwesend. In Bevers ist ein einziger Mann zum Führer befähigt, in Samaden kommt lediglich ein bereits Sechzigjähriger in Frage, der jedoch mit Entschiedenheit abgelehnt hat; so gilt es sich denn zufriedenzugeben mit einem jungen Zuckerbäcker mit Namen Taverna, der nach zwölf Jahren Aufenthalt in Frankreich heimgekehrt ist und sich einigermaßen seiner früheren abenteuerlichen Bergfahrten zu erinnern scheint. Mit Taverna haben wir den Piz Brunas erklommen, übrigens nicht ohne extreme Schwierigkeiten; er war nie oben, vielleicht war überhaupt noch keiner je dort oben. Touristen, welche in diesem Jahr den Aufstieg mittels Seilen und Leitern versucht haben, freilich von einer andern Seite als wir, blieben weit vom Ziel. Der Bergsteiger-Instinkt, wel-

cher allmählich von mir Besitz zu ergreifen beginnt seit dem Abenteuer am Piz Dezen, half uns aus einer bösen Situation in Fels und Eis heraus, zu einem Zeitpunkt, als der Führer bereits aufgeben wollte; wir haben den Gipfel jedenfalls erreicht und mit einer Säule von Trockensteinen gekrönt; seine Fläche ist nicht größer als die Platte eines Eßtisches. Die Triangulation ergab später eine Höhe von 10 053 Fuß, ein Berg, der seinesgleichen weit in der Umgebung nicht hat, die höchsten Höhen der Bernina ausgenommen.

Derzeit bin ich allüberall auf der Suche nach guten Führern; erstaunlich, daß nur so wenige die Berge wirklich kennen. Man versichert mir, daß das Wohlleben, zufolge der im Ausland erworbenen Vermögen, eine zunehmende Bequemlichkeit mit sich bringe. In den Dörfern treiben sich scharenweise Müßiggänger herum, welche nichts als angenehm dahinzuleben begehren, Leute, welche sich ungeniert verwöhnen lassen von Dienstboten aus dem Oberland, aus Davos und dem Veltlin. Im Heuet kommt man ohne auswärtige Arbeitskräfte nicht mehr aus; die Allmenden der Hochweiden werden an Bergamasker und Veltliner verpachtet, welche da ihre Schafe und ihr Großvieh sömmern. Die Wiesen versanden; der produktive Boden verschwindet immer mehr unter herabgeschwemmtem Schutt und Geröll; die allzu gelichteten Wälder vermögen den Lawinen nicht mehr zu wehren, und allerorten klagt man über die wachsende Verödung. Im Ober- sowohl als auch im Unter-Engadin wohnten ohne Zweifel früher viel mehr Leute als heutzutage; Schuls beispielsweise, im Unter-Engadin, hat vor anderthalb Jahrhunderten 1800 Einwohner gehabt, und so viele Lebensmittel wurden dort damals produziert, daß man sogar eine ordentliche Menge davon in die Nachbarschaft verkaufen konnte; heute ist die Einwohnerzahl auf einen Viertel zusammengeschmolzen, und obendrein fehlt es an allem.

Endlich weiß ich mit Gewißheit, daß in ein paar Tagen der Sohn des dahingegangenen Koulany mein Führer sein wird. Letzterer war der angesehenste Jäger ganz Graubündens, und sein Ruhm scheint auch auf seinen Sohn übergegangen zu sein. In einer Menge von Häusern des ganzen Kantons kann man, eingerahmt unter Glas, eine Lithographie des genannten, nicht mehr unter den Lebenden weilenden Jägers sehen, zusamt der Angabe der großen Zahl von Gemsen (etwa zweitausend), der Adler, der Bären, der Wölfe, der Luchse usw., welche er während seiner Laufbahn erlegt hat; was man freilich zu erwähnen unterläßt, das ist das Ergebnis all jener Kugeln, welche seine strenge Auffassung von der Innehaltung der Jagdvorschriften ihn auf die italienischen Wilderer abzielen ließ, deren er zu seinem Vorteil zweifellos eine ganze Menge erwischte und entwaffnete, wenn sie sich auf Bündner Boden vorwagten. (Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß der rätische Jägersmann Gian Marchet Colani, das Urbild der Hauptfigur in J. C. Heers Roman «Der König der Bernina», geboren 1778, ein Büchsenmacher, Bauer und Gastwirt, gestorben 1837, schon im Alter von erst neunzehn Jahren als der beste Schütze und Jäger des Engadins galt; ab 1808 bis zu seinem Tode lebte er in Pontresina. Er schoß mehrere Bären und über 2700 Gemsen, habe armen Leuten ungegeizt manche Wohltat erwiesen. Im 2. Band des Historisch-Biographischen Lexikons der Schweiz heißt es, daß er Wilderer in seinem Jagdgebiet erschossen habe, sei ein bloßes Gerücht. Es habe schon sein liebenswerter Vater, Conradin Colani, ein tüchtiger Schreiner, nachdem 1803 seine oberengadinische Heimatgemeinde Camogasc niedergebrannt war, seinen armen Mitbürgern ihre Häuser ohne jegliches Entgelt wiederaufgebaut. — Rey schreibt den Namen dieses alten Oberengadiner-Geschlechts der Colani konsequent Koulany. H. R.)

Koulanys Sohn wohnt in Pontresina; was seine Kleidung anbetrifft, gibt er sich als Bauer, im übrigen ist er ein gebildeter Mann von überaus angenehmen Umgangsformen. ‚Ich habe Medizin studiert', erklärte er mir, ‚jedoch nicht bis zum Schluß, da man mich veranlaßte, mein Studium aufzugeben und Zuckerbäcker zu werden. Ich war in Paris, in Warschau, bin dann heimgekehrt, ohne

Reichtümer erworben zu haben; jedermann fand das lächerlich im höchsten Grade und hielt mich für ausgesprochen borniert. Ich kümmerte mich jedoch nicht darum, und bald schon mußten sie einsehen, daß ich jedenfalls mit meiner Flinte bedeutend besser und zielsicherer umzugehen wußte als sie; denn ich erlege durchschnittlich meine 47 Gemsen pro Jahr; ich habe mich nach meinem Willen verheiratet und bin erst kürzlich Müller geworden, meinen Kindern zuliebe; das Stück Land hier, und dort unten jene weiße Mühle, sie gehören mir und später dann ihnen.'

Er läßt einen mit Vergnügen sein ererbtes Haus besichtigen, und zwar vom Keller bis zum Estrich. Es hat an Annehmlichkeiten nicht viel zu bieten, jedoch sein Alter ist beträchtlich; manch einer vermöchte in diesem Hause nicht viel mehr auszumachen als ein Erdgeschoß und eine Dachkammer; wir aber sahen Möbel darin stehen, datiert von 1660 und von 1707, und Türen, mehr nicht als vier Fuß hoch und noch altertümlichere. Am First steht das Baujahr verzeichnet: 1557.

‚Wo bringen Sie bloß Ihre Müllerburschen und Dienstboten unter?' fragten wir ihn.

‚In der Bodenkammer.'

‚Tatsächlich?! Das Dach ist doch ersichtlich undicht; wenn da bei 25 Grad Kälte der Wind durchbläst, werden sie winters einschlafen und niemals wieder erwachen, diese Bedauernswerten!'

‚Oho, was sind Sie verweichlicht, meine Herren Unterländer! Der Schnee stopft die schadhaften Stellen; er liegt zuweilen seine zehn bis zwölf Fuß hoch auf dem Dach, fällt jedoch in Abständen, verfestigt sich und hält meine Leute warm.'

Andern Tags stand Koulany noch nicht zu unserer Verfügung; wir hatten uns mit einem behelfsmäßigen Begleiter abzufinden, um den Monte Perse (den Verlorenen Berg) zu besteigen, der sich isoliert hinter Pontresina erhebt und in ordentlich gemütsbewegender Weise dem Môle gleicht, den man von Genf aus erblickt. Bloß, sein Gipfel ist von Eis überzogen, und wir hatten, ihn zu erreichen, alle nur erdenklichen Schwierigkeiten durchzustehen und schwebten unablässig in Lebensgefahr. Dichter Nebel umgab uns auf dem Gletscher, welcher überdies frisch zugeschneit war; oben auf dem Gipfel lichtete er sich, so daß wir durch ein paar Löcher tief unter uns den riesigen Gletscherstrom des Morteratsch zu sichten vermochten; wir blieben oben keinen Augenblick länger als nötig, errichteten unverzüglich unser Signal; die Position zu bestimmen jedoch ist uns nicht gelungen. Auf dem Abstieg wurden unsere Spuren von hohem Schnee getilgt, endloses Abtasten und vorsichtigste Sondierungen, um den Spalten zu entgehen; mein eines Bein durchbrach gleichwohl irgendwo die Kruste und versank ins Leere; indem ich mich augenblicklich nach vorn warf und meinen Pickel querlegte, gelang es mir, mich oben zu halten und mich heil wieder aufzurichten. Auch kleine Schneebrücken über andere Gletscherschrunden brachten uns noch ein paar weitere garstige Erlebnisse ein.

Am 12., als wir unterwegs waren, um im Val di Fieno, nahe der italienischen Grenze, ein Signal zu errichten, störten wir etliche jener Vögel auf, welche die Einheimischen Gletscherhühner nennen. Im Sommer sind sie schwarz, im Winter weiß und jederzeit als Speise sehr begehrt. Zu dieser Jahreszeit beginnt ihr Gefieder sich bereits zu entfärben. Die Flügel sind schon ordentlich weiß, der Körper noch immer schwarz. Unser Quartier am Ende dieses Tages war der Gasthof auf der Bernina, dem Übergang nach Italien (sein eidgenössischer Triangulationspunkt liegt in 6342 Fuß Höhe). Der Wirt erweist sich als recht mitteilsamer Gastgeber. ‚Dieses Land sieht trostlos drein', sagt er, ‚weil da oben keine Tannen mehr gedeihen; der Durchgangsverkehr und die Jagd entschädigen einen immerhin für manche Entbehrung', worauf er in unaufhaltsamem Redefluß eine Unmenge Dinge zu erzählen beginnt über die Wunder der Gegend, glaubhaft die einen, andere zweifelhaft. Zu seiten des Morteratschgletschers, einem Gebiet, in welches die Jäger kaum je vordrängen, gebe es Murmeltiere, groß wie Schafe, und die Einheimischen behaupteten, sie würden vermutlich über hundert Jahre alt, so ver-

blüffend sei der Anblick einiger wahrhaft riesiger Exemplare, welche sie zu Gesicht bekommen hätten. Murmeltierfett sei übrigens ganz unglaublich durchdringend; wenn jemand sich damit die Handfläche einreibe, erscheine es gleich darnach in Tropfenform auf dem Handrücken; es dringe selbst durch die Platten eiserner Öfen. Murmeltierfleisch ist in diesen Gegenden sehr begehrt und wird vorab bei festlichen Mahlzeiten aufgetragen, zusammen mit dem bereits erwähnten mumifizierten Ochsenfleisch.

IV.

Am 14. September begannen meine Touren mit dem Jäger Koulany; die erste führte uns auf den Piz Mortels, hinten im Rosegtal. Um den Gipfel zu erreichen (eidgenössisch trigonometrische Vermessung 9849 Fuß), galt es, all jene Mühen, Anstrengungen und Gefahren durchzustehen, welche dem Leser bereits geschildert wurden; darüber hinaus harter Kampf wider einen Nordwind von wahrhaft fürchterlicher Heftigkeit. Der Gipfel ist nicht, wie man angenommen hat, von Firnschnee bedeckt, sondern von barem Gletscher, ein klarer, bläulich durchschimmernder Dom von Eis. Träte nicht eine schmale Felsrippe daraus hervor, die gleich einem schwarzen Faden seiner Flanke entlang hinabgleitet, wäre es uns bei diesem tobenden Wind niemals gelungen, diesen eisglatten Hang zu bewältigen. Stufen hineinzuschlagen, was wir vorerst versucht hatten, hatte sich alsbald als gänzlich nutzlos erwiesen.

Die Dunkelheit war schon weit vorangeschritten, als wir am Fuße des Piz Mortels zu einer bereits verlassenen Hütte des Rosegtales, genannt Alp hota, unterhalb des Cripal ner, des Schwarzen Felsens, gelangten. Dort erwartete uns verabredungsgemäß, vor einem guten Feuer postiert, bereits der Führer Müller, welcher im Laufe des Tages ein Signal auf dem an den Piz Mortels angrenzenden Mont Atlas angebracht hatte.

Übermüdung und Kälte ließen mich im Heu keinen Schlaf finden. Unablässig war durch die Stille der Nacht das Krachen des Rosegletschers zu hören, der bis zu dieser Hütte vorstößt. Endlich wurden mir Unbehagen und Durst unleidlich, und um zwei oder drei Uhr am Morgen begab ich mich ins Freie, um Wasser aufzutreiben. Die Kälte war schneidend, kein Wasser weit und breit; das Mondlicht blendete geradezu unerträglich, ohne indessen das Gelände eigentlich zu erhellen; unbeschreiblich großartig der Anblick der Gletscher in dieser im übrigen vollkommenen Dunkelheit!

Am andern Morgen, am 15. September, plagte uns drei Übernächtler ein einfach schrecklicher Durst; jedoch nirgendwo war Wasser aufzutreiben, das Flüßchen Stein und Bein gefroren. ‚Heute setzt der Winter ein in den Bergen', sagte Koulany, ‚und weiß Gott früh genug; kein Wunder, daß wir eine so schlechte Nacht verbracht haben; das hat die gestrige Bise auf dem Gewissen.' Der Durst trieb uns endlich dazu, dem zugefrorenen Bach entlang emporzukraxeln, wo es uns schließlich gelang, ein dünnes Rinnsal in eine Kokosnußschale einzuheimsen.

Dieser Tag war dazu ausersehen, die vereinigten Gletscher des Mortels und des Cerva zu überqueren und in ihrer Mitte den Berg Agagliox zu signalisieren. Die große Hitze des vergangenen Sommers hatte den Gletscher in einem Ausmaß verschrundet, daß er an manchen Stellen, wo man ihn üblicherweise hatte traversieren können, fast unbegehbar geworden war. Als wir uns dem Agagliox näherten, wurden wir einer etwa hundert Fuß hohen Moräne ansichtig, welche sich so vollkommen regelmäßig dahinzog, als hätte ein Festungsbauer sie errichtet. Unterhalb breitete sich ein von einem hübschen Wässerchen durchflossenes Tälchen aus, und in ungefähr vier- oder fünfhundert Schritt Entfernung weidete am Hang eine ansehnliche Schar Gemsen.»

Klar, daß dieser Anblick den passionierten Jäger Colani junior in höchste Erregung versetzte. Gleich einer Schlange habe er die Herde mit seinem Karabiner angeschlichen, sagt Rey, jedoch er sei nicht zum Schuß gekommen. Die Tiere flüchteten. «Der Führer schätzte ihre Zahl auf vierundzwanzig und versank hinterher in stundenlange Schwermut,

weil er eine der schönsten Gelegenheiten seines Erdendaseins verpaßt habe. Als wir am Abend dieses von den vereinigten Gletscherströmen des Cerva und des Mortels gebildete Eismeer, welches den Roseggletscher ausmacht, verließen, erkannten wir erst, in welch beträchtlichem Ausmaß dieser Gletscher im Verlaufe dieses einen Jahres talwärts gerückt war; gute achtzig Schritte, schätzte der Führer. Die ungewöhnliche Sommerhitze hatte dieses Wachstum bewirkt.

Im Rosegtal, dessen Verlauf wir nun folgten, um zurück nach Pontresina zu gelangen, kamen wir zu einer Hütte, in welcher man uns ausgezeichnete Milch anbot. Die Leute machten die unwahrscheinlichsten Umstände, ehe sie sich dazu verstanden, dafür meine paar Blutzger (eine Bündner Münze) anzunehmen, und Koulany hielt mir, gleich nachdem wir uns wieder auf den Weg gemacht hatten, vor, ich verpfusche ihm sein Handwerk. ‚Wir Jäger bezahlen nie etwas', sagte er. ‚Nach all den Mühen, welche wir auf uns nehmen, ist es ganz einfach selbstverständlich, daß man uns in diesen Hütten gratis verköstigt.'

‚Aber Koulany', entgegnete ich, ‚Sie jagen immerhin auf Ihre eigene Rechnung, und diese Hirten halten sich ihr Vieh auf die ihre. Sollten Sie diesen Leuten nichts dalassen von Ihrer Jagdbeute — wahrhaftig, dann bliebe mir unverständlich, daß —'

‚Wie?! — denen meine Gemsen aushändigen, meinen Sie?! Der Herrgott möge Ihnen verzeihen! In dieser Art argumentiert man vermutlich im Unterland, gänzlich ohne Gefühl für das, was sich gehört, ohne gerechte Wertung. Es müßte einer wahrlich von allen guten Geistern verlassen sein, wenn er Bezahlung von einem von uns Jägern verlangen wollte, von uns, die wir uns doch mit der Flinte auf dem Rücken hoch in den Felsen abmühen aus keinem andern Grunde, als eben weil dieses Geld uns fehlt.'

Erregt hat Koulany die Lage der Jäger noch eine gute Weile lang weiter geschildert und nachdrücklich geltend gemacht, ihresgleichen stehe seit undenklichen Zeiten allüberall das Recht zu, Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, wo immer sie ihnen nötig sei. Im Falle von höherer Gewalt, oder auch wenn er von der Dunkelheit überrascht werde, habe der Jäger das Recht, in durchaus jede Hütte einzutreten und sich darin Holz, Milch, Schotten, Geschlachtetes, Heu geben zu lassen, alles was er benötige, um sich zu erwärmen, zu essen und zu nächtigen. Sei die Hütte verlassen und die Türe verschlossen, stehe ihm das selbstverständliche Recht zu, sie aufzubrechen oder durch eine selber bewerkstelligte Dachluke einzudringen, und stets werde er darin Brennholz und Heu für die Nacht vorfinden und zuweilen auch einen Laib Käse. ‚Die Besitzer sind, ehe sie die Behausung verlassen, vor allem darauf bedacht, Brennmaterial zurückzulassen, damit wir nicht darauf angewiesen sind, nötigenfalls zum Unterhalt des Feuers Dachlatten loszubrechen. Jene Geizigen, welche aus verfehlter Berechnung nicht an uns gedacht haben, machen dann unter Umständen lange Gesichter, wenn sie im kommenden Sommer erkennen müssen, daß die Hälfte ihrer Sennhütte verfeuert wurde, damit die Jäger des vergangenen Herbstes sich ein paar erträgliche Stunden zu verschaffen vermochten.'

All diese Eröffnungen», fährt Rey schließlich fort, «und andere ähnlicher Natur ließen mich endlich klar erkennen, daß diese kühnen Bergler mit ihrem unfehlbaren Karabiner auf dem Rücken sich selbst und ihrer Umgebung gewissermaßen als Wesen einer höheren Ordnung vorkommen, ähnlich den fahrenden Rittern zu ihrer Zeit auf den Straßen des Mittelalters. Wir gelangten an diesem Abend erst zu recht vorgerückter Stunde nach Pontresina. Nach Anbruch der Dämmerung folgte uns ein Mann. Ich machte meinen Führer auf dessen Schritte aufmerksam und wandte mich arglos um, in der Hoffnung, den Kollegen Müller zu erspähen, den wir an diesem selben Tag auf den Piz Cerva entsandt hatten. ‚Um Gottes willen, tun Sie das nicht!' entfuhr es Koulany, ‚blicken Sie zu dieser Stunde niemals hinter sich!' — ‚Und weshalb nicht?' — ‚Es ist gefährlich.' — ‚Aber bitte . . .' — ‚Sie sollten es eigentlich wissen.' — ‚Nein, auf Ehre!'

— ‚Nun, hierzulande glaubt jedermann, wenn man nachts Schritte hinter sich höre, seien böse Geister hinter einem her. Sie können einem jedoch nichts anhaben, wenn man sich nicht umdreht; tut man es trotzdem, dann allerdings . . .' — ‚Was dann?' — ‚Oh, ich weiß nicht genau, denn selber glaube ich nicht daran.' — ‚Wirklich?' — ‚Ach, lassen wir das, mein Herr, wir tun jedenfalls gut daran; Sie kennen weder das Land, noch was die Leute hier reden.' — Der Mann hinter uns entpuppte sich dann übrigens als ein simpler Holzhacker.

Zwei Tage später wanderte ich über den Bernina-Paß und nahm den Piz Carral in Angriff (Triangulation: 9355 Fuß); er kennzeichnet markant das Tal von Pontresina und das Puschlav, gleich den beiden genau ihrer Farbe gemäß benannten Seen, dem Weißen und dem Schwarzen, oben auf dem Berninapaß-Gelände. Zu Füßen dieses Berges erstreckt sich der Palud-Gletscher (gemeint ist der Palü: H. R.), dessen Wasser hinab nach Poschiavo und in die Adda fließen. Am Ausgang dieses Gletschers gab das schmelzende Eis vor ein paar Jahren den vollkommen erhaltenen Leib eines Jägers frei, der, wie die Einheimischen mutmaßen, seine ein- oder zweihundert Jahre lang in seinem Gefängnis verharrt haben mochte. Der Unglückselige war wohl in eine Spalte gestürzt, gleich so manch anderem vor und nach ihm, war darin vom Frost überwältigt und gewissermaßen im neu entstandenen Eis einbalsamiert worden. Seine Zeitgenossen waren zweifellos alle längst dahingegangen; zum mindesten war das Andenken an diesen seinerzeit jäh Vermißten jedermanns Gedächtnis völlig entschwunden.

Vom Carral-Gipfel aus läßt sich abermals erleben, was mir dieser Tage schon öfters beschieden war: die Alpenketten erstrecken sich in so unabsehlicher Ausdehnung, daß man in keiner Richtung des Horizonts mehr sich irgendwo noch Ebenen und Tiefland vorzustellen vermag. Die Gipfel folgen einander in Wellen, gleich einem versteinerten Ozean, soweit das Auge reicht. Nachdem wir vom Piz Carral abgestiegen waren, erblickten wir auf der Bernina-Paßhöhe, ein paar hundert Meter vor uns, einen Wanderer mit einem langen Stock. Nichts Willkommeneres als ein bißchen Gesellschaft nach einem langen Tag der Anstrengung und zunehmender Müdigkeit in diesen Einöden! Mein Führer beschleunigte seinen Schritt, den Mann einzuholen; der Fremde beschleunigte den seinen desgleichen. Wir beobachteten ihn neugierig durch unser Fernglas. Da beginnt er wahrhaftig regelrecht zu fliehen, wohl weil er glaubte, irgendwelche Banditen hätten ihre Schußwaffe auf ihn angelegt. Er verliert seinen Hut, hat immerhin den Mut, ihn rasch wieder aufzunehmen, macht sich aber darnach derart überstürzt davon, daß selbst die verworfensten Kerle auf eine Verfolgung verzichtet hätten; lange vor uns trifft er in der Paß-Herberge ein.

‚Was für ein Gast hat sich vor uns bei Ihnen eingefunden?', fragt Koulany den Wirt.

‚Ich glaube ein Franzose; jedenfalls ein Kräutersammler oder Mineraloge. Er hat sich in seiner Kammer eingeschlossen und will morgen in aller Frühe unerkannt weg.'

Dieser mißtrauische Fremdling unterschätzte jedenfalls die Sicherheit der Straßen in Graubünden ganz erheblich; am Morgen desselben Tages hatten wir bei den Seen, oben auf der Paßhöhe, ein paar Italiener angetroffen, welche von Mailand her ins Engadin zogen, um Vieh zu kaufen; jeder von ihnen trug auf der Achsel als einziges Gepäckstück einen Sack, gefüllt mit so vielen Talern, als ein Mensch nur irgend fortzubringen vermag. Sie erzählten meinem Führer, daß sie sich bis vor Poschiavo von italienischen Polizisten hätten begleiten lassen; jedoch auf Schweizerboden sei nichts mehr zu befürchten.

Heute fand sich ganz Pontresina wohlgemut im Val di Fieno ein, um den Alp-Ertrag an Käse, Butter usw. entgegenzunehmen. Etliche Karren führten die Ausbeute der Herden heran und ratterten, begleitet von sämtlichen Dorfbewohnern, am Gasthof Bernina vorbei; Arm und Reich ging zu Fuß, zwanglos zusammen mit den Kühen, welche in ihre Winterstallungen gebracht wurden.

Meine beiden letzten Besteigungen galten einem der Gipfel des Morteratsch und dem

Piz Minor. Der Morteratsch reckt seine schneeweißen Gipfel bis zu einer Höhe von 12 475 Fuß empor. Er ist gewissermaßen der Montblanc der Bündner Alpen, ähnelt ihm übrigens nicht wenig mit seinen vielen funkelnden Hörnern und seiner imponierend massigen Form. Schon mehrere Anläufe wurden von unerschrockenen Liebhabern der Berge unternommen, ihn zu bezwingen; fraglich, ob man je zum Ziel gelangen wird — es sei denn, man nehme ausgiebig Zuflucht zu Seilen und Leitern und versehe sich mit dem nötigen Gerät, um ein oder zweimal auf dem Gletscher zu nächtigen.

Als ich von einem zweitrangigen Gipfel des Morteratsch zurückkehrte, betrat ich eine Hütte, die sommerliche Unterkunft italienischer Schäfer; groß war meine Überraschung! Ich glaubte, bei einem Zyklopen eingekehrt zu sein. Ein Mann von mindestens sechs Fuß Größe, ein Prachtsexemplar der menschlichen Rasse, manövrierte vor meinen Augen einen enormen Kessel über einer Feuerstelle. Die reinen, regelmäßigen Gesichtszüge eines Jupiters, schneeweißes Haar, in Wellen niederfallend und sich mischend mit einem Bart und einem beachtlichen Schnauz; ausgezeichnete Kopfform auf breiten Schultern, schlanker, wohlgebauter Körper, Gehaben und Gebärden lebhaft, intelligent und von ungemeiner Würde; und dann diese angeborene Grazie, als er seine große Kelle und den Kessel fahren ließ und uns zum Sitzen einlud, und wie er uns gleich darauf mit unübertrefflicher Liebenswürdigkeit bediente! Man lache mich aus! — ich bin gleichwohl noch immer weit davon entfernt, das bewundernswerte Wesen dieses Riesen auch nur einigermaßen hinlänglich geschildert zu haben. Im Hintergrund der Hütte befanden sich zwei Bergamasker-Schafe, dreimal größer, als ich je welche gesehen hatte. Im ersten Augenblick, als ich diese Berge lebendiger Wolle sich vor mir türmen sah, vermochte ich solch ein Spiel der Natur überhaupt nicht zu fassen. Der Führer sagte mir, daß dieser wahrlich prachtvolle Hirt einen noch schöneren jüngeren Bruder habe und daß die beiden bei den Älplerinnen der Gegend in überaus hoher Gunst stünden. — Unser zyklopischer Don Juan füllte dann auf unseren Wunsch hin große Schüsseln mit Molken aus seinem Kessel und reichte sie uns dar mit dem lebhaften Bedauern, daß er uns nichts Besseres anzubieten habe. ‚All dies für einen Becher Wein!' rief er klagend aus und streifte dabei seinen Kessel mit einem unnachahmlich italienischen Schmollblick.»

V.

Unser Genfer ist dann zufolge all der ungewohnten Anstrengungen und mitnehmenden Bergabenteuer, welche ihm das Ober-Engadin beschert hatte, vor Erschöpfung krank geworden und lag acht Tage lang einsam in einer Herberge zu Pontresina auf einem harzduftenden Lager in einer kleinen harzduftenden Kammer mit einem Fensterchen, größer nicht als ein Katzenloch.

«Es war ohnehin der Abschied gekommen. Das Wetter verschlechterte sich, die Gletscherhühner wurden weiß. Eines Morgens nahm ich in plötzlicher Eingebung den Weg unter die Füße und machte mich, wenn auch noch unsicheren Schrittes, auf, um den Albula (7230 Fuß) zu übersteigen. Dieser jähe Entschluß, die beiden Tagesmärsche bis nach Chur, über Bad Alvaneu und das schöne Domleschg, die nur sehr leichten Mahlzeiten, welche ich unterwegs zu mir nahm, ließen wenigstens die Wunden, welche dieser Schweizer The von Pontresina meinem Geldbeutel geschlagen hatten, einigermaßen vernarben.» (Sie hatten ihn dort fürchterlich geschröpft!) Jedoch der Ermüdungszustand des Rekonvaleszenten, dieses Fußgängers wider Willen, wurde dann qualvoller als alles, was er sich je im Leben unter dergleichen hatte vorzustellen vermögen.

Mit diesem gedämpften Ausklang enden die Schilderungen von Reys Bergfahrten im Engadin. An die Öffentlichkeit gebracht hat er sie erst vier Jahre darnach und hat dannzumal nicht versäumt, seinem Arbeitgeber des Jahres 1846, dem General Dufour, in einem sympathischen Nachwort bewundernd zu huldigen. — Ein Hinweis noch: Anhand beispielsweise unserer derzeit verfügbaren Landeskarte der Schweiz im Maßstab 1:50 000, und zwar des

Blattes «Oberengadin», lassen sich die Gipfel, welche der Genfer Ingenieur bezwungen und trianguliert hat, ohne Schwierigkeit ausmachen, trotzdem ihre Namen mittlerweile meist mehr oder weniger abgeändert wurden und die Höhenangaben nicht mehr in Fuß, sondern selbstverständlich in Metern zur Stelle sind. — Wir machten auf der erwähnten Karte das Tal Müschauns und diesen «Berg der Esel» aus als P. d'Esan mit 3127,3 m, das Chaschauna-Tal und über ihm den P. Chaschauna mit 3070 m, den P. Prüna mit 3146 m, den Munt Pers mit 3207,1 m, den P. Murtel mit 3433 m, den P. Caràl mit 3422 m. Daß der Name Palud sich mittlerweile zu Palü gewandelt hat, erwähnten wir schon.

*

Der Genfer Vermessungs-Ingenieur stand in Diensten Dufours anscheinend just nur für die soeben geschilderte Oberengadiner-Zeit. Eine Buchanzeige auf dem Deckel seiner Broschur läßt uns wissen, daß er in den Jahren 1839—1848 eine Reise durch Österreich, Ungarn und die Türkei unternahm und auch darüber einen Bericht publizierte. So war wohl sein Abstecher ins Bündnerland in seinem Dasein nicht mehr als ein kurzes Intermezzo. Seinen Schilderungen hat er 1850 ein Nachwort beigegeben unter dem Titel «Die schweizerische Militärkarte und der General Dufour». Wir können aber hier darauf nicht eingehen.

Erwähnt sei noch, daß dem Bündner Forstingenieur Johann Coaz (1822—1918), der dann 1847 eidgenössischer Oberforstinspektor wurde, genau in jenem Jahr, als Rey sein Engadiner Schriftchen publizierte, nämlich am 13. September 1850, die Erstbesteigung des Piz Bernina gelungen ist; auch Coaz hat acht Jahre lang, von 1843—1851, im Dienste Dufours gearbeitet, hat im Maßstab 1:50 000 u. a. später auch das die Bernina darstellende Kartenblatt Nr. 521 bearbeitet.

Doch nun ein letztes Mal zurück zu Rey. Mit großem Respekt erwähnt er all jene unermeßlich geduldigen Versuche, mit welchen die Ingenieure, die Geometer, die Zeichner, die Kupferstecher, vor allem aber der geniale Dufour, die hohen Bergzüge der Schweiz möglichst anschaulich und mit vielen Details zur Darstellung zu bringen trachteten. Man entschied sich endlich für Schraffentechnik in schräger Beleuchtung und hat damit eine von oben geschaute, plastisch anmutende Landschaftsvision von bislang nie und nirgendwo erzielter Anschaulichkeit erzielt. Die Dufourkarte hat den bis auf den heutigen Tag bestehenden Weltruf der schweizerischen Kartographie begründet; sie galt langhin als die großartigste Landkarte der Welt und hat zahlreichen Generalstabskarten des Auslandes zum Vorbild gedient. «Die kleinsten Bauten und Felsen sind darauf kenntlich», schreibt Rey; «die vollendete Anwendung aller von der wissenschaftlichen Topographie angewandten Darstellungskünste läßt jeden Abhang, jeden Pfad so klar hervortreten, daß auf den ersten Blick erkennbar wird, ob er nur für Gemsjäger oder aber auch für Infanterie und Reiter, für Waren- und Geschütztransporte tauge. Solch darstellerische Bewältigung des schwierigsten Terrains von Europa war eine Offenbarung, und die Regierungen anderer Länder machten sich alsbald daran, sie nachzuahmen.» Dufours Ansehen sei darob ins Unermeßliche gewachsen, vor allem natürlich in der Heimat. «Seit Jahren sind seine sympathischen Gesichtszüge hierzulande jedermann vertraut, wenn es auch unter all dem vielen Volk in Berg und Tal begreiflicherweise nicht jedermann bewußt ist, daß sein Ruhm als Militär-Ingenieur bereits klassisches Format gewonnen hat und er darüber hinaus ein hochangesehener Schriftsteller ist. Was dagegen jedermann mehr oder weniger weiß, ist die Tatsache, daß er ein Kriegsmann ist, der geizt mit dem Blut seiner Leute, dem seine Heimat über alles teuer ist, ein Mann, der gleichwohl ungemein bescheiden blieb und gänzlich anspruchslos in seinen Lebensangewohnheiten.»

Da Dufours Todestag sich am 14. Juli 1975 zum 100. Male jährt, sei der Leser darauf aufmerksam gemacht, daß wir hinten in dieses Buch, in die Rubrik «Aus vergangenen Tagen», ein kurzes Lebensbild dieses hochverdienten Mannes einrücken ließen.

Tafel 2 Ernst Schäublin: Familienbild, 1936, 77×87 cm